

Frank Maria Reifenberg

# HOUSE OF GHOSTS

Pension des Grauens



LESEPROBE

ars $\equiv$ edition



## FRANK M. REIFENBERG

absolvierte eine Ausbildung zum Buchhändler und arbeitete danach als Presse- und Öffentlichkeitsreferent. Er besuchte die Int. Filmschule Köln und schreibt seit dem Jahr 2000 Romane und Drehbücher. Seit 2008 engagiert er sich in der Leseförderung von Jungen. 2012 wurde er vom Luxemburger »Centre national de littérature« mit einem Stipendium ausgezeichnet. 2014 erhielt der Autor den Leipziger Lesekompass für »Die Schattenbande legt los«.

Frank Maria Reifenberg

# HOUSE OF GHOSTS

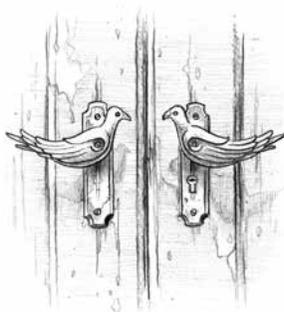
Pension des Grauens

Mit Vignetten von Frédéric Bertrand



ars≡dition

# Ein Gast mit Hintergedanken



»HERZLICH WILLKOMMEN IN DER PENSION EMILIE«, begrüßte Mama den Neuankömmling.

Der Mann stand mit vier Koffern, zwei Reisetaschen und einem Holzkasten ungefähr von der Größe eines Schuhkartons in der großen Eingangshalle. Sein Blick schweifte durch den hohen Raum, an dessen Wänden sich ausgestopfte Tiere aus aller Welt, Geweihe von Hirschen und Elchen und Glasschränke mit getrockneten Insekten bis hinauf zur Decke zogen. Den ledernen Griff des etwas abgestoßenen Behälters, den er in der einen Hand hielt, umklammerte er mit knochigen Fingern. Er gab ihn nicht her, als Mama ihm anbot, dass jemand (Hotte und ich) das Gepäck auf sein Zimmer bringen könnte. Mit der

anderen Hand strich er sich durch den buschigen Vollbart, der sein Gesicht nach unten hin verlängerte.

»Der ist gefärbt«, flüsterte ich. »So einen schwarzen Bart hat keiner in dem Alter.« Kein einziges graues war in dem Busch zu erkennen, auch nicht in seinem Kopfhair, das er sich von links nach rechts über den ziemlich kahlen Schädel gelegt hatte. Ich schätzte ihn auf mindestens so alt wie Mister Tamonelli, den Zeitungshändler an der Ecke unserer Straße, als wir noch in New York gewohnt hatten. Tamonelli hatte immer behauptet, er sei 61, aber alle in der Straße hatten gewusst, dass er zehn Jahre wegschummelte.

»Der ist mir nicht geheuer«, flüsterte Hotte.

»Mir auch nicht«, flüsterte ich.

Wir hatten uns im ersten Stock hinter dem Holzgeländer versteckt und die Ankunft unseres ersten Gasts erwartet. Unseres ersten *zahlenden* Gasts, wie Mama mehrmals betont hatte.

»Wer ist ein Ungeheuer?«

Hotte und ich zuckten zusammen.

»Du sollst dich nicht immer von hinten anschleichen«, zischte ich meinen kleinen Bruder an, der sich uns völlig lautlos genähert hatte. »Und lauschen sollst du auch nicht.«

Das war eine von Bobbys Unarten. In meinen Sachen wühlen, sich das größte Stück Kuchen schnappen und immer im falschen Augenblick an der falschen Stelle aufzutauchen gehörten auch dazu.

»Aber ihr lauscht doch auch«, sagte Bobby.

»Wir lauschen nicht, wir beobachten unauffällig«, gab ich zurück.

»Ach so«, sagte Bobby. »Dann helfe ich euch dabei. Ich bin sehr gut in unauffällig beobachten.« Er hockte sich neben uns. Ich verdrehte die Augen, sagte aber nichts.

»Haltet euch erst einmal zurück«, hatte Mama uns einge-

schärft. »Die Gäste sollen nicht Angst bekommen, dass ein Haufen Kinder um sie herumtobt und sie keine Ruhe finden werden.«

Wir würden Bobby nicht davon abhalten können, uns zu *helfen*. Jedenfalls nicht ohne einen Aufstand, den er anzetteln würde und dann hätten wir gleich den ersten Gast verschreckt. Ich legte also nur den Zeigefinger auf die Lippen.

Bobby nickte heftig.

»Eigentlich eröffnen wir erst in ein paar Tagen«, sagte Mama. »Aber weil Sie es so eilig hatten, haben wir ein wunderschönes Zimmer für Sie hergerichtet. Den Safari-Salon.«

Meine Urgroßschwiegercousine Emilie und ihre Vorfahren hatten in der Villa Gegenstände aus aller Welt gesammelt. Mama hatte alles, was irgendwie an Afrika erinnerte, zur Dekoration dieses Zimmers genutzt. Das Bett wurde von der hölzernen Statue eines Massai-Kriegers bewacht. Er hielt eine Lanze in der Hand, mit der man sich sogar einen hungrigen Löwen vom Leib halten konnte.

Die Aussicht darauf beeindruckte den Mann nicht besonders. Er knurrte nur etwas Unverständliches.

»Im ersten Stock, mit Blick auf den Park«, sagte Mama.

Hotte gluckste. »Park? Seit wann habt ihr einen Park?«

»Der Garten ist doch ein Park. Fast.« Ich stupste ihn in die Seite.

»Erasmus würde jetzt sagen: Stups mich nicht.« Hotte gluckste wieder und machte den guten alten Erasmus Schöngeist so treffend nach, dass ich kichern musste.

»Wer ist denn Erasmus?« fragte Bobby.

»Ach, nichts ... jemand ... niemand ...«, stotterte ich. Bobby war in diesem Haus der Letzte, dem ich das erklären wollte. Mir war allerdings klar, dass ich die Besonderheiten dieser Villa nicht mehr lange vor meiner Familie würde verbergen kön-

nen, zumindest vor Mama und Papa nicht. Ob es jedoch eine gute Idee sein würde, meinen Bruder einzuweihen, dass es in diesem Haus Gespenster gab, war mehr als fraglich.

»Frühstück gibt es von sieben bis zehn Uhr. Unten im Gartenzimmer. Auf Wunsch bringen wir es Ihnen auch ans Bett«, flötete Mama überfreundlich.

Ich kannte diesen Tonfall. Sie musste sich zusammenreißen. Der Mann gefiel ihr nicht.

»Ich frühstücke nicht«, brummte dieser.

»Dann eben nicht«, rutschte es Mama patzig heraus.

Bei der Idee, aus unserer Villa eine Pension zu machen, hatte sie wohl nicht bedacht, dass die Gäste einer solchen Herberge nicht nur nette Leute waren.

Als wir das Haus von Emilie geerbt hatten, befand sich die Villa in einem jämmerlichen Zustand. Unser Bankkonto war jedoch in einer noch viel schlimmeren Verfassung, sodass wir froh waren, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben. Emilie hatte uns zudem eine Menge Schulden hinterlassen, allerdings auch einen ziemlich ordentlichen Schatz in Form von Goldmünzen. Ihre Tätigkeit als Pförtnerin zum Jenseits für verloren Seelen, Spukgestalten und Gespenster jeder Art, hatte ihr dieses Vermögen beschert. Bisher wusste Mama nichts davon, dass Emilie mir nicht nur die Villa vererbt hatte, sondern auch den Job an dieser Pforte. Jedenfalls hatte sie eine etwas verwunschene, romantische und altmodische Pension daraus gemacht, der eigentlich nur noch die zahlenden Gäste fehlten. Dass gleich der Erste von ihnen leider ein Griesgram war, konnte man schon von Weitem erkennen.

»Irgendwie kommt der mir bekannt vor«, murmelte Hotte vor sich hin.

»Ich will das Zimmer mit den meisten ...«, forderte der Mann. Worum es ihm ging, konnte ich nicht verstehen, denn mein

Bruder flüsterte mir ins Ohr: »Herr Ichwill ist ausgegangen. Fragen Sie mal Herrn Ichmöchtegern.«

Hotte und ich starrten Bobby an. Wir konnten uns nicht mehr halten, denn diesen Spruch hörte sonst immer nur Bobby selbst. Von Mama und Papa. Wir prusteten laut los.

Der Mann warf einen bösen Blick hinauf zur Galerie. Notgedrungen rief Mama uns hinunter in die Halle. »Der Kleine ist unser Sohn Bobby und die junge Dame ist meine Tochter Melli und der Junge ist ihr bester Freund Hotte.«

»Horst Friedrich Karl Hippolytus von Mengenfeld Freiherr zu Blankenburg«, stellte Hotte sich mit seinem vollen Namen vor. Er wollte klarstellen, dass dieser unfreundliche Kerl nicht zu den Leuten gehörte, die Hotte einfach nur Hotte nennen durften.

»Mengenfeld?«, fragte der Mann. »Bist du etwa mit diesem anderen Mengenfeld, diesem August Gottlieb Servatius von Mengenfeld Freiherr zu Blankenburg verwandt?«

Hotte schaute ihn erstaunt an. »Äh, ja ...«

»Dem Autor des Handbuchs der Spukerscheinungen von 1849 in der vollständig überarbeiteten Auflage von 1923 mit 37 Bildtafeln?«



Hottes Augen weiteten sich noch ein bisschen. »Äh, ja ...«  
»Völlig überbewertet, dieses Machwerk«, schnaubte der Mann verächtlich. »Vöööllig überbewertet!«

Hottes Miene verdüsterte sich. Auf seinen Urgroßvater August ließ er nichts kommen und auf das Handbuch schon gar nicht, schließlich arbeitete Hotte an der dritten Ausgabe, ebenfalls vollständig überarbeitet und zwar von niemand anderem als Hotte selbst.

Bevor er den Mann zurechtweisen konnte, sagte Mama: »Die Kinder werden Sie gar nicht stören!« Und dann fuhr sie mit der Vorstellungsrunde fort: »Das ist Herr Professor Schnucks.«

»Schnöcks«, verbesserte der Professor sie.

Mama warf einen Blick in das Gästebuch. »Oh, Schnöcks, ja, richtig. Heinrich Schnöcks, so habe ich es auch eingetragen.«

»Hubert Schnöcks«, verbesserte der Professor sie noch einmal.

Hotte rammte mir den Ellbogen in die Seite. Er war kreidebleich, sagte aber nichts. Was war nur los mit ihm? Ich schaute mir den Mann genauer an.

Herr Schnöcks brauchte genau eine Zehntelsekunde, um mich von drei Dingen zu überzeugen: Er mochte mich nicht, ich mochte ihn nicht und etwas stimmte nicht mit ihm.

»Ich hätte gerne das Zimmer mit den meisten Besuchern, Sie wissen schon. Erscheinungen und so weiter«, forderte er.

Hotte holte tief Luft, aber ich stupste ihn in die Seite, bevor er einen Laut von sich geben konnte. »Stups mich nicht«, hustete er hervor.

Besucher.

Erscheinungen.

Woher wusste der Mann, dass es so etwas in diesem Haus gab?

Sicher nicht von Mama. Sie sagte: »Wir hatten noch keine

Besucher. Sie sind unser erster Gast.« Da täuschte sie sich gewaltig. Es waren schon einige Besucher da gewesen, nur wusste sie von denen nichts.

Zuerst der Geist des italienischen Mädchens. Für die unglückliche Seele hatte ich zum ersten Mal die Pforte ins Jenseits geöffnet.

Der zweite Besucher war Aldwyn, der aus der Kälte des ewigen Eises kam, und Isolde Rackermann fast um den Verstand gebracht hatte, weil er sich ausgerechnet das Kühlhaus ihrer Metzgerei als Unterschlupf ausgesucht hatte. Nicht vergessen darf man unsere Besucher Erasmus Schöngest und Lodovico Geistreich, die in der Villa mehr oder weniger ein und aus gingen.

Und der Einäugige. Beim Gedanken an ihn überfuhr mich ein kalter Schauer.

»Nun ja, wir werden sehen«, sagte Professor Schnöcks.

»GEISTER UND GESPENSTER IM GESTERN UND HEUTE – 57 wirksame Wege zur Erkennung und Klassifizierung aller Phänomene des Spuks und des Pseudo-Spuks«, las Hotte den Titel des Buches, das er in der Hand hielt, vor.

»Ich kann selbst lesen«, sagte ich und nahm das Buch an mich. Wir hatten uns in den hintersten Teil des Gartens zurückgezogen, wo sich inmitten von üppigen Kletterrosen eine Bank versteckte. Von dort aus gelangte man mit ein paar Schritten zum Haus von Hottes Onkel, bei dem Hotte wohnte. Von dort hatte er das Buch geholt.

»Dann guck dir mal den Namen des Autors an«, sagte Hotte.

»H. Schnöcks«, las ich nun vor.

»H wie Hubert«, sagte Hotte. »Ausgerechnet Hubert Schnöcks ist euer erster Gast. Der Kerl ist besessen davon, Besucher aufzuspüren.« Hotte nannte Geister und Gespenster

*Besucher*, genau wie dieser Schnöcks es getan hatte.

»Na ja, darauf bist du doch auch scharf«, gab ich zu bedenken.

»Ich bin ein seriöser Forscher und Autor, äh, bald jedenfalls, wenn ich mein Buch herausgebracht habe. Schnöcks dagegen hat schon eine Menge Unheil über Menschen gebracht, in deren Häusern es spukte. Leider mögen die Leute solche Skandale. Sein Buch wurde in 14 Sprachen übersetzt.«

Ich nahm das Buch und begann zu lesen. Schon die ersten Sätze in der Einleitung machten klar, was Schnöcks von Spuk, Gespenstern oder Geistern hielt: fast nichts. »Geister finden sich in vielen alten Gebäuden und stellen eine große Gefahr dar, der sich die meisten – für dieses Phänomen zu unsensiblen und tumben Menschen – nicht bewusst sind ...«

»Ich kann selbst lesen«, sagte Hotte nun. »Und ich habe es schon zwanzigmal gelesen. Er hat keinerlei Interesse an der seriösen Geisterforschung. Schnöcks ist scharf auf die Medien. Er will alles ans Licht der Öffentlichkeit zerren und sich selbst im Scheinwerferlicht sonnen. Was meinst du, was hier los ist, wenn der über eure Villa schreibt. Ich sage dir, mit seiner professionellen Ausrüstung findet er in Nullkommanix heraus, was hier los ist. Ich würde zu gerne wissen, was in der Kiste war, die er nicht aus der Hand gegeben hat.«

»Ich würde zu gerne wissen, wie er auf unsere Villa aufmerksam geworden ist«, sagte ich nachdenklich.

»Irgendwer hat geplaudert«, sagte Hotte. »In der Geisterjäger-Szene wird getratscht, wie überall anders auch.«

»Aber dann müsste doch schon lange vorher einer wie Schnöcks hier aufgetaucht sein, oder? Meine Urgroßschwiegercousine hat diese Pforte ihr ganzes Leben lang bewacht und wahrscheinlich hunderte Seelen ins Jenseits gelassen. Und vor ihr waren noch ein paar andere der Frauen meiner Familie hier tätig.«

»Auf jeden Fall wird er Ärger machen. Schnöcks war sieben Jahre von der Bildfläche verschwunden, weil er sich die Zähne an einem englischen Geisterhaus in Hampshire ausgebissen hat.«

Ich musste kichern. »Das waren wohl ziemlich unverdauliche Ziegelsteine.«

»Da gibt es nichts zu kichern. Die Geister dort haben ihn ziemlich veräppelt. Was genau passiert ist, wurde nie aufgeklärt. Alle haben über ihn gelacht.« Hotte verschränkte die Arme vor der Brust. Wenn man sein Knowhow über Geister nicht ernst nahm, reagierte er schnell beleidigt. »Jetzt will er bestimmt seine Weste reinwaschen.«

Ich nickte ernst. »Da könnte was dran sein.«

»Eines wundert mich jedoch.« Hotte legte die Stirn in Falten wie sein Hund Roddie, wenn man ihm ein Stück Fleischwurst vor der Nase wegschnappte. »Schnöcks liebt eigentlich berühmte oder besondere Orte. Kohlfinken ist weder das eine noch das andere. Was will er hier? Womöglich verspricht er sich eine besonders heiße Story, mit der er die Weltpresse sogar bis hier in dieses Nest locken kann. Wenn wir Pech haben, trampeln in drei Tagen die Kamerateams der Fernsehsender durch den Vorgarten.«

Ein bisschen Werbung könnte unsere Pension brauchen, dachte ich, aber mir war klar, dass es Schnöcks nicht um Werbung für die Villa Emilie ging.

»Solange nicht ausgerechnet jetzt irgendwelche verlorenen Seelen auftauchen, kann nicht viel passieren«, sagte Hotte. »Hier ist ja kein ständiger Spuk.«

Ich überlegte. »Außer ... er besitzt ein Ektofokular«, gab ich zu bedenken. Mit diesem Gerät, das zu Hottes Ausrüstung gehörte, konnte man nicht nur Geister für Untalentierte sichtbar machen, sondern man konnte auch das Ektoplasma aufspüren,

das sie fast immer zurückließen. Dieser Stoff, den Geister ausschieden, leuchtete grünlich, wenn man durch das Ektofokular schaute. »Fast alle Seelen, die durch die Villa ins Jenseits gegangen sind, haben Spuren davon hinterlassen.«

»Nur einer nicht«, jammerte jemand.

Ich erkannte die Stimme sofort. Es war nicht Hotte. Die Stimme kam aus dem Nichts, denn die dazugehörige Person brauchte offenbar noch ein paar Augenblicke, bis sie sichtbar wurde. Außerhalb von geschlossenen Räumen dauerte dieser Vorgang immer ein bisschen länger.

»Lodovico?«, fragte ich.

»Jawohl, meine Liebe, ich bin's und ich habe Probleme, meine Gestalt zu finden. Es ist nicht gut für Leute wie Erasmus und mich, sich im Freien zu zeigen. Wer weiß, ob hier jemand in den Büschen hockt?« Lodovico spähte nach links, dann nach rechts. Er schien sich wirklich zu ängstigen. So hatte ich den sonst immer zu Scherzen aufgelegten Kerl noch nicht erlebt. Er stieß einen besorgten Seufzer aus. »Alles ist durcheinander, Melli. Etwas stimmt nicht ...«

Dass etwas nicht stimmte, konnte ich mir schon denken: Lodovico Geistreich und sein Partner Erasmus Schöngest erschienen eigentlich nie unaufgefordert. Nur wenn ich sie rief, machten sie sich auf den Weg hierher.

Als Lodovico endlich vor mir stand, sah ich es sofort. Er stand nicht, sondern er schwebte. Lodovicos Füße fehlten. »Erasmus ist verschwunden«, keuchte er.

»Ihre Füße auch«, sagte Hotte.